

Vorwort

Bereits einige Zeit vor dem Ausbruch der Corona-Pandemie fing ich an, mir als Musikjournalistin, Rundfunkautorin und Dozentin Gedanken über Musikvermittlung zu machen. Genau genommen war das schon seit den 1990er Jahren ein Thema für mich, also seit sich Musikvermittlung an Hochschulen, Opernhäusern, bei Orchestern und Ensembles immer stärker als ein eigener Fachbereich zu etablieren begann. Allerdings fand ich den Begriff »Musikvermittlung« für mich weder passend noch attraktiv und identifizierte mich nie damit. Ich hatte einfach nur Spaß daran, die Inspiration und den Reichtum, die ich selbst aus der Beschäftigung mit Kunst und Kultur zog, auch anderen Menschen zu erschließen. Gerade wenn sie der Kultur im Allgemeinen und der Musik im Besonderen nur wenig abgewinnen mochten, war das für mich ein Ansporn. Denn vor allem diese Gruppe wollte ich für die Kultur gewinnen, was zwar nicht immer, aber doch hin und wieder gelang, zumal ich auf eigene Erfahrungen in dieser Hinsicht zurückgreifen konnte. Auch ich ging früher nicht selbstverständlich ein und aus in dieser Welt. Mein Elternhaus war nur am Rande kulturell interessiert und meine Leidenschaft für die Musik nicht vorgezeichnet. Daher hielt ich es für möglich, wenn nicht gar wahrscheinlich, anderen Außenstehenden ebenfalls die Augen und die Ohren öffnen zu können, für den persönlichen Gewinn, den die Beschäftigung mit Musik und anderen Kunstgenres birgt.

Eines der wichtigsten Vorbilder für mein Engagement wurde Leonard Bernstein, der mit seinen moderierten Konzerten, Fernsehshows und Hochschulvorträgen ein begnadeter Musikvermittler war. Als Komponist, Dirigent und Pianist schaffte er es, seine eigene Begeisterung für die Musik mit anderen zu teilen. Es faszinierte mich, wie es ihm gelang, mit den Menschen unabhängig von Alter, Herkunft und Milieu völlig natürlich und ohne sich anzubiedern in Kontakt zu kommen. Ich verstand unmittelbar, dass Musikvermittlung (selbstverständlich benutzte ich nicht diesen Begriff) nur so funktionieren kann. Nur wenn Kommunikation auf Augenhöhe entsteht, kann man mit seiner Begeisterung für Kunst und Kultur

auch andere anstecken. Leider gelingt bis heute genau das in der Praxis recht selten – trotz der enormen Zunahme an vermittelnden Formaten, an Ausbildungsmöglichkeiten für angehende Musikvermittler*innen und an steigenden Etats für Vermittlungsaktivitäten. Die Strukturen in der Kultur- und Musikbranche und die Institutionalisierung des Vermittlungssektors scheinen dem so wichtigen Kontakt zwischen Künstler*innen und Publikum geradezu im Weg zu stehen. Fragwürdig ist etwa die Fokussierung auf Kinder und Jugendliche als ein künftiges Publikum, das es zu bilden und zu binden gilt. Gleichermäßen problematisch ist die Auslagerung von Vermittlungsarbeit in eigene Abteilungen, die der Öffentlichkeitsarbeit und dem Marketing näherstehen als dem künstlerischen Kernbereich. Und schließlich macht auch die Standardisierung und Schematisierung von Vermittlungsformaten, die unabhängig vom jeweiligen Kontext und Milieu landauf, landab durchexerziert werden, wenig Sinn. All dies weckt den Eindruck, dass dabei weder Musik und Kultur im Vordergrund stehen, noch die Menschen, die darin einen Wert oder einen Sinn für sich suchen. Stattdessen entsteht der Verdacht, dass es dem Kulturbetrieb dabei vor allem um Selbsterhalt geht.

Im Lauf der Pandemie hat sich dieser Eindruck bei mir noch verstärkt und mich dazu bewogen, über das Thema »Musikvermittlung« in einem größeren Rahmen nachzudenken, und zwar über die Belange der Vermittlung wie auch über die der Musik hinaus. Denn beides lässt sich nicht vom großen Ganzen des Kulturbetriebs trennen. In der Corona-Zeit wurde deutlich, dass Kulturschaffende und Kultureinrichtungen in ihrer Gesamtheit ein Glaubwürdigkeitsproblem haben, für das kein Vermittlungsformat eine Lösung bietet. So wird die herausragende Relevanz der Kultur und ihrer Akteur*innen für die Allgemeinheit vor allem von ihnen selbst geschworen, ohne dass sich für diese allgemeine Bedeutung eindeutige Anzeichen erkennen lassen. Es wird immer wieder die eigene Kreativität behauptet, ohne dass sie sich in der schwierigen Situation in konkreten Aktivitäten äußert. Und es werden hohe Ideale und Leitbilder verkündet, ohne dass sie sich in den Strukturen des Betriebs und im Wirken seiner Protagonisten widerspiegeln. Solche eklatanten Widersprüche äußerten sich während des Lockdowns

einerseits in den Empörungsrufen der Kulturschaffenden über Schließungen und Veranstaltungsverbote, begleitet von moralisierenden Forderungen gegenüber der Politik, andererseits in der weitgehend fantasielosen Verlagerung des regulären Betriebs ins Internet. Die Haltung glich der des Kaninchens vor der Schlange: in Deckung gehen, warten bis alles vorbei ist, um dann hoffentlich weitermachen zu können wie zuvor. Diese Taktik lässt sich auf Dauer nicht durchhalten, denn die grundsätzlichen Probleme werden mit der Pandemie nicht verschwinden. So wie sie nicht erst durch Corona entstanden sind, sondern lediglich an die Oberfläche geschwemmt und dadurch sichtbar wurden.

Mit dem vorliegenden Buch habe ich eine Bestandsaufnahme der Krise versucht, die sich im Kultur- und Musikbetrieb zwar an vielen Bruchstellen zeigt, angesichts der immer noch funktionierenden Strukturen jedoch überwiegend ignoriert wird. Im ersten Teil geht es um das Verhältnis zwischen dem Hochkulturbetrieb und der Öffentlichkeit, die für seinen Unterhalt aufkommt, sowie um den Wandel, der sich seit einiger Zeit in diesem Verhältnis vollzieht. Es werden die bedrohlichen Folgen beschrieben, die sich aus diesem Wandel für die Kulturbranche abzeichnen. Die verfahrenere Lage lässt überkommene Konstellationen und Einstellungen in der Kulturszene deutlich werden. Einen Ausweg daraus scheint es nur mit einem grundsätzlichen Perspektivwechsel zu geben. Wie problematisch sich die Situation auf die Musikvermittlung innerhalb des Musikbetriebs wie auf das Selbstverständnis und die Ausrichtung dieser Branche auswirkt, ist Thema des zweiten Teils, der auch Vorschläge enthält, wie Musikvermittlung neu gedacht werden könnte, um mithilfe eines offeneren Kommunikationsstils eine Trendwende in der Kulturlandschaft und im Musikbetrieb einzuleiten. Im dritten Abschnitt geht es zunächst um die grundlegenden Probleme der klassischen Musikbranche mit ihrer Zuspitzung in der Pandemie-Krise sowie den zu befürchtenden Folgen. Danach wird an einzelnen Best-Practice-Beispielen gezeigt, welche Voraussetzungen man schaffen müsste, um effektiv gegenzusteuern, und welche Veränderungen bei den Kultureinrichtungen sowie in der persönlichen Haltung von Kulturschaffenden dabei hilfreich wären. Das letzte Kapitel dieses Teils ist ein Versuch, neue Wege im Bereich der digi-

talent Technologien aufzuzeigen: ein Thema, das eine ganze Bibliothek füllen könnte. Hier geht es vor allem darum, der oftmals abwertenden Haltung des Kulturbetriebs gegenüber dem Internet und der Gaming-Kultur einen Ausblick entgegenzusetzen auf jene digitalen Räume, von denen die klassische Musik lernen und profitieren könnte.

Eine wichtige Anregung für das Entstehen dieses Buches war ein Radio-Feature über Musikvermittlung auf BR-Klassik, für das ich im Sommer 2020 einige Gespräche mit Akteur*innen der klassischen Musikszene geführt habe. Diese Interviews bilden den letzten Teil. Den Gesprächspartnern, der Wissenschaftlerin und Musikvermittlungsexpertin Constanze Wimmer, der Musikpädagogik-Professorin Alexandra Kertz-Welzel, der Komponistin Cathy Milliken, dem Dirigenten Tom Seligman, dem Rektor der Münchner Musikhochschule Bernd Redmann, dem BR-Klassik-Redakteur und Experten für multimediale Musikvermittlung Michael Schmidt sowie dem Musiker Frank Reinecke gilt mein Dank. Nicht zuletzt diese Gespräche haben mir vor Augen geführt, wie dringend ein radikaler Haltungswechsel in der Kultur- und Musikszene ist, wenn sie auch mittel- und langfristig als ein wichtiger Teil unserer Gesellschaft erhalten bleiben soll. Alle Kritik, so harsch sie auch erscheinen mag, ist in diesem Sinne zu verstehen. Sie stellt den Versuch dar, Kulturschaffende und -verantwortliche aufzurütteln, um die Lethargie und die destruktiven Mechanismen, die sich im Selbstverständnis der Szene seit Jahrzehnten festgesetzt haben, gemeinsam zu überwinden. Als eine passionierte Kulturaffine, für die Kunst, Theater, Literatur und Musik persönlich so systemrelevant wie alternativlos sind, möchte ich mit diesem Plädoyer einen Anstoß geben für eine Neubesinnung auf den ursprünglichen Wert von Kultur, auf ihre Wirkmacht und Sinnhaftigkeit.

Mein besonderer Dank gilt der Stiftung Apfelbaum, deren Förderung die Publikation dieses Buches ermöglicht hat.